

Zusammenkunft, wie dem Fest der kühlen Brise oder dem Vogelfest. Der Schwesternbund war gebildet worden, als die Mädchen sieben wurden. Um die Verbindung zu besiegeln, hatte jeder Vater fünfundzwanzig *jin* Reis spendiert, der in unserem Haus aufbewahrt wurde. Wenn eines der Mädchen einmal heiratete, würde ihre Portion Reis verkauft werden, damit ihre Schwurschwester Geschenke für sie kaufen konnten. Das letzte bisschen Reis würde zur Hochzeit der letzten Schwurschwester verkauft werden. Dieses Ereignis markierte dann das Ende des Schwesternbunds, denn wenn die Mädchen alle in entfernte Dörfer geheiratet hatten, würden sie zu beschäftigt damit sein, sich um ihre Kinder zu kümmern und ihren Schwiegermüttern zu gehorchen, um noch Zeit für alte Freundschaften zu haben.

Nicht einmal bei ihren Freundinnen versuchte Ältere Schwester, sich hervorzutun. Sie saß friedlich bei den anderen Mädchen, während sie stickten und einander lustige Geschichten erzählten. Wenn sie zu laut plapperten oder kicherten, mahnte meine Mutter sie streng zur Ruhe, und da fiel mir schon wieder etwas auf: Mama tat das nie, wenn die Altersschwurschwester meiner Großmutter zu Besuch kamen. Nachdem ihre Kinder erwachsen waren, war Großmutter eingeladen worden, sich einer neuen Gruppe von fünf Schwurschwester in Puwei anzuschließen. Außer meiner Großmutter lebten nur noch zwei von ihnen. Sie waren allesamt Witwen und besuchten einander mindestens einmal pro Woche. Sie brachten sich gegenseitig zum Lachen und tauschten derbe Späße aus, die wir Mädchen nicht verstanden. Bei diesen Treffen hatte Mama zu viel Angst vor ihrer Schwiegermutter, um sie zu bitten, leiser zu sein. Vielleicht war sie auch zu beschäftigt.

Mama ging das Garn aus, und sie stand auf, um sich Nachschub zu holen. Einen Augenblick lang stand sie ganz still da und starrte gedankenvoll ins Leere. Ich verspürte den beinahe übermächtigen Wunsch, mich in ihre Arme zu werfen und zu rufen: »Sieh mich an! Sieh mich doch an! Sieh mich an!« Aber ich tat es nicht. Die Mutter von Mama hatte Mama die Füße schlecht eingebunden. Statt goldener Lilien hatte sie hässliche Stümpfe. Statt mit wiegenden Schritten zu gehen, stützte sie sich auf einen Stock. Wenn sie den Stock weglegte, suchte sie mit Armen und Beinen Halt, um das Gleichgewicht zu bewahren. Mama stand zu wackelig auf den Beinen, als dass man sie je hätte umarmen oder küssen können.

»Ist es nicht Zeit für Schöner Mond und Lilie, nach draußen zu gehen?«, fragte Tante und weckte meine Mutter aus ihrem Tagtraum. »Sie könnten Älterem Bruder bei seiner Arbeit helfen.«

»Er braucht ihre Hilfe nicht.«

»Ich weiß«, gab Tante zu, »aber es ist so ein schöner Tag ...«

»Nein«, sagte Mama streng. »Ich mag es nicht, dass die Mädchen durchs Dorf ziehen, wenn sie hier ihre Handarbeiten lernen sollen.«

Doch in dieser einen Hinsicht war meine Tante stur. Sie wollte, dass wir uns im Ort auskannten, dass wir sahen, was jenseits lag, dass wir an den Rand unseres Dorfes gingen und in die Ferne blickten, denn sie wusste, dass wir bald nur noch das zu Gesicht bekamen, was wir durch das Gitterfenster des Frauengemachs erblicken konnten.

»Sie haben doch nur diese paar Monate«, redete sie meiner Mutter gut zu. Sie sprach nicht aus, dass uns bald die Füße gebunden werden würden, die Knochen gebrochen, die Haut faulen würde. »Lass sie laufen, solange sie es noch können.«

Meine Mutter war erschöpft. Sie hatte fünf Kinder, und drei von uns waren fünf und jünger. Sie war allein verantwortlich für den Haushalt – sie putzte, wusch, flickte, kochte alle Mahlzeiten und kümmerte sich um die Rechnungen, so gut es ging. Sie hatte einen höheren Status im Haushalt als Tante, aber sie konnte nicht jeden Tag durchsetzen, was sie als angemessenes Benehmen betrachtete.

»Na gut«, seufzte Mama resigniert. »Sie können gehen.«

Ich nahm Schöner Mond an der Hand, und wir sprangen auf und ab. Tante scheuchte uns rasch zur Tür, bevor meine Mutter ihre Meinung ändern konnte, während Ältere Schwester und ihre Schwurschwester uns wehmütig nachblickten. Meine Cousine und ich rannten die Treppe hinunter und hinaus. Der Spätnachmittag war mir die liebste Zeit des Tages, wenn die Luft warm war und duftete und die Zikaden summten. Wir liefen die Gasse entlang, bis wir meinen Bruder fanden, der den Wasserbüffel unserer Familie hinunter zum Fluss führte. Er ritt auf den breiten Schultern des Tieres, ein Bein untergeschlagen, das andere lag hüpfend auf den Flanken des Büffels. Schöner Mond und ich folgten ihm im Gänsemarsch durch das enge Gassenlabyrinth des Dorfes, dessen verwirrendes Durcheinander uns vor Geistern und Banditen gleichermaßen schützte. Wir sahen keine Erwachsenen – die Männer arbeiteten auf den Feldern, und die Frauen blieben in ihren Gemächern im Obergeschoss hinter den Gitterfenstern –, aber in den Gassen waren noch andere Kinder und die Tiere des Dorfes: Hühner, Enten, fette Schweine und quiekende Ferkel.

Wir verließen das Dorf und wanderten über einen erhabenen schmalen Pfad, der mit kleinen Steinen gepflastert war. Er war breit genug für Menschen und Sänften, aber zu schmal für Ochsen- oder Ponykarren. Wir folgten dem Pfad hinunter zum Fluss und blieben kurz vor der schwankenden Brücke stehen, die über den Xiao führte. Jenseits der Brücke öffnete sich die Welt vor uns mit weiten Ackerfluren. Der Himmel über uns dehnte sich blau wie die Federn des Eisvogels. Weit in der Ferne sahen wir noch andere Dörfer – Orte, an die ich, wie ich glaubte, mein ganzes Leben nicht kommen würde. Dann kletterten wir hinunter zum Flussufer, wo der Wind durch das Schilf fuhr. Ich setzte mich auf einen Felsen, zog mir die Schuhe aus und watete durch das seichte Wasser. Mehr als siebzig Jahre sind seither verstrichen, aber ich weiß noch genau, wie sich der Schlamm zwischen meinen Zehen anfühlte, wie mir das Wasser über die Füße rauschte, wie kalt es an meiner Haut war. Schöner Mond und ich waren so frei wie nie mehr in unserem Leben. Aber ich erinnere mich auch noch ganz genau an etwas anderes an diesem Tag. Von der Sekunde an, in der ich aufgewacht war, hatte ich meine Familie mit neuen Augen gesehen, und das hatte mich mit seltsamen Gefühlen erfüllt – mit Melancholie, Traurigkeit, Eifersucht. Vieles kam mir plötzlich ungerecht vor. Aber all das ließ ich vom Wasser fortspülen.

An diesem Tag setzten wir uns nach dem Abendessen nach draußen, genossen die kühle Abendluft und sahen Baba und Onkel zu, wie sie ihre langen Pfeifen rauchten. Alle waren müde. Mama stillte das Baby ein letztes Mal, in der Hoffnung, es würde

einschlafen. Sie sah müde aus von ihren Hausarbeiten, die für sie immer noch nicht beendet waren. Ich legte ihr den Arm um die Schulter, um sie zu trösten.

»Dafür ist es zu heiß«, sagte sie und schob mich sanft weg.

Baba muss gesehen haben, wie enttäuscht ich war, denn er nahm mich auf seinen Schoß. In der Stille und Dunkelheit war ich kostbar für ihn. Für diesen Augenblick war ich wie eine Perle in seiner Hand.

Kapitel 2: FüÙebinden

Die Vorbereitungen für das FüÙebinden dauerten bei mir viel länger, als alle dachten. In den großen Städten werden Mädchen aus vornehmeren Familien die FüÙe schon im Alter von drei Jahren gebunden. In manchen, weit von uns entfernten Provinzen binden sich die Mädchen nur zeitweise die FüÙe, damit sie ihrem zukünftigen Ehemann reizvoller erscheinen. Zu dem Zeitpunkt sind die Mädchen dann ungefähr dreizehn. Ihnen werden dabei aber nicht die Knochen gebrochen, und die Bandagen sitzen immer locker. Sobald sie verheiratet sind, werden die FüÙe wieder befreit, damit die jungen Ehefrauen mit ihren Männern auf dem Feld arbeiten können. Den ärmsten Mädchen werden die FüÙe gar nicht gebunden. Wir wissen, wie sie einmal enden. Entweder werden sie als Dienerinnen verkauft, oder sie werden »kleine Schwiegertöchter« – großfüÙige Mädchen aus glücklosen Familien, die bei anderen Familien aufwachsen, bis sie einmal alt genug sind, um selbst Kinder zu bekommen. Aber in unserem ganz normalen Landkreis beginnen Mädchen aus Familien wie meiner das FüÙebinden mit sechs Jahren, und zwei Jahre später gilt es als abgeschlossen.

Während ich noch draußen mit meinem Bruder herumturnte, hatte meine Mutter bereits damit begonnen, die langen blauen Stoffstreifen zurechtzuschneiden und aufzurollen, die meine Bandagen werden sollten. Mein erstes Paar Schuhe machte sie auch selbst, aber noch mehr Sorgfalt verwendete sie darauf, die Miniaturschuhe zu nähen, die sie auf den Altar der Guanyin legen wollte – der Göttin, die die Tränen aller Frauen hört. Diese bestickten Schuhe waren nur dreieinhalb Zentimeter lang und bestanden aus einem ganz besonderen Stück roter Seide, das meine Mutter aus ihrer Mitgift aufgehoben hatte. Sie waren der erste kleine Hinweis darauf, dass meiner Mutter doch etwas an mir liegen mochte.

Als Schöner Mond und ich sechs wurden, schickten Mama und Tante nach dem Wahrsager, um ein günstiges Datum für den Beginn des Einbindens zu finden. Es heißt, der Herbst sei die beste Zeit dafür, aber nur weil der Winter bevorsteht und das kalte Wetter die FüÙe ein wenig betäubt. Ob ich aufgeregt war? Nein. Ich hatte Angst. Ich war zu jung, um mich zu erinnern, wie es bei Älterer Schwester am Anfang gewesen war, aber wer in unserem Dorf hatte nicht gehört, wie die kleine Wu ein paar Häuser weiter geschrien hatte?

Meine Mutter begrüÙte unten den Wahrsager Hu, schenkte ihm Tee ein und bot ihm ein Schälchen mit Wassermelonenkernen an. Ihre Höflichkeit sollte für gute Prophezeiungen sorgen. Er fing mit mir an. Zuerst nahm er mein Geburtsdatum und ging alle Möglichkeiten durch. Dann sagte er: »Ich muss dieses Kind mit eigenen Augen sehen.« Das war ungewöhnlich, und als meine Mutter mich holen ging, stand ihr die Sorge ins Gesicht geschrieben. Sie führte mich zu dem Wahrsager und stellte mich vor

ihn hin. Ihre Finger gruben sich mir in die Schultern. So musste ich stillhalten und war gleichzeitig eingeschüchtert, während der Wahrsager mit seiner Untersuchung begann.

»Augen, ja. Ohren, ja. Dieser Mund.« Er blickte zu meiner Mutter auf. »Das ist kein gewöhnliches Kind.«

Meine Mutter sog Luft durch die zusammengebissenen Zähne ein. Etwas Schlimmeres hätte der Wahrsager nicht verkünden können.

»Da sind noch weitere Gespräche vonnöten«, sagte der Wahrsager. »Ich schlage vor, wir ziehen eine Heiratsvermittlerin zu Rate. Seid Ihr einverstanden?«

Manche Leute hätten vielleicht sofort den Verdacht gehabt, dass der Wahrsager versuchte, mehr Geld für sich herauszuschlagen, und dass er mit der örtlichen Kupplerin unter einer Decke steckte, aber meine Mutter zögerte keinen Augenblick. Ihre Angst – oder ihr Glaube – war so groß, dass sie nicht einmal meinen Vater um Erlaubnis für diese zusätzliche Ausgabe fragte.

»Bitte kommt so bald wie möglich wieder«, sagte sie. »Wir warten.«

Der Wahrsager machte sich auf den Weg und ließ uns alle verwirrt zurück. An diesem Abend sprach meine Mutter nur wenig. Ja, sie wollte mich gar nicht ansehen. Tante machte keine Späße. Meine Großmutter zog sich früh zurück, aber ich hörte sie noch beten. Baba und Onkel machten einen langen Spaziergang. Sogar meine Brüder spürten die Beklommenheit bei uns im Haus und verhielten sich still.

Am nächsten Tag standen die Frauen früh auf. Diesmal wurden süße Kuchen gemacht, Chrysanthementee aufgegossen und besondere Speisen aus den Schränken geholt. Mein Vater ging nicht aufs Feld, sondern blieb zu Hause, damit er die Besucher begrüßen konnte. Der ganze Aufwand zeugte vom Ernst der Lage. Um alles noch schlimmer zu machen, brachte der Wahrsager nicht nur die Ehrenwerte Frau Gao, die örtliche Heiratsvermittlerin, sondern auch die Ehrenwerte Frau Wang mit, die Kupplerin aus Tongkou, dem besten Dorf im Landkreis. Ich muss dazu sagen, dass bislang noch nicht einmal die örtliche Kupplerin bei uns im Haus gewesen war. Ihr Besuch wurde erst in ein bis zwei Jahren erwartet, wenn sie für Älteren Bruder – bei der Suche nach einer Frau – und für Ältere Schwester, wenn andere Familien nach Bräuten für ihre Söhne suchten, als Vermittlerin dienen sollte. Als also die Sänfte der Ehrenwerten Frau Wang vor unserem Haus hielt, jubelte niemand. Vom Frauengemach aus sah ich, dass Nachbarn aus den Häusern gekommen waren, um zu gaffen. Mein Vater machte einen Kotau und berührte immer wieder mit der Stirn den Boden. Er tat mir Leid. Baba machte sich ständig Sorgen – das war typisch für jemanden, der im Jahr des Hasen geboren war. Er war verantwortlich für alle in unserem Haushalt, aber so etwas wie hier hatte er noch nie erlebt. Mein Onkel trat von einem Fuß auf den anderen, während meine Tante – die für gewöhnlich offen und fröhlich war – wie erstarrt neben ihm stand. Von meinem Beobachtungsposten oben war auf allen Gesichtern unter mir eindeutig zu erkennen: Irgendetwas stimmte da nicht, ganz und gar nicht.

Als alle im Haus waren, schlich ich mich leise an den Treppenkopf, um zu lauschen. Ehrenwerte Frau Wang setzte sich. Tee und Leckereien wurden aufgetragen. Die Stimme meines Vaters war kaum zu hören, als er die Höflichkeitsrituale vollführte. Doch Ehrenwerte Frau Wang war nicht gekommen, um mit unserer niedrigen Familie